

(Nachdruck verboten.)

3) Die schöne Andrea.

Erzählung von Karl Buse.

„Friert Euch so?“

Statt aller Antwort knöpfte er den dünnen Kittel auf. Ein offenes, schmutziges Hemd. Es hielt über der nackten Brust nicht zusammen.

„Jesus Maria!“ sagte sie und starrte darauf hin. Ihre Stirn zog sich in Falten. So näherten sich die zueinander geneigten Brauen noch mehr.

Er schlug den Rock wieder zusammen. „Soll ich absteigen, Pani?“

„Ich denke, Ihr wollt ins Dorf . . .“

„Wenn Ihr mich mitnehmt . . .“ Er freute sich, daß er noch sitzen bleiben durfte. Sie aber dachte nur an die bloße Brust. „Es wird noch kälter zum Abend. Wo schlaft Ihr?“

Er zuckte die Achseln. „Wer will das fragen?“

Aber als sie wieder ein Ende weiter waren und das erste Haus vor ihnen lag, sprach er:

„Wollt Ihr Euren Namen nennen, Pani? Wenn man so geht, durch den Wind — und alles kalt, dunkel — da denkt man vieles. Mehr Böses als Gutes, verlaßt Euch darauf! Aber nennt den Namen, daß ich dazwischen an was Gutes denken kann. Nur wie man Euch ruft.“

Gerade kamen zwei Vurschen des Weges.

„Wo habt Ihr den Bräutigam her, Andrea?“ fragte der eine. „Weil Julian Ribelt heut' Verlobung hat?“

„Eben deswegen,“ gab sie zur Antwort. Und zum Fremden: „Da hörtet Ihr ja.“

„Andrea — Andrea — Andrea,“ sprach er vor sich hin.

Da blieb auch Anton schon vor der Hütte stehen.

„Und hier wohnt Ihr!“

Er kletterte vom Wagen. „Mögen die Heiligen Euch segnen, Andrea. Man trifft wenig Gutes auf der Welt. Ich danke Euch!“

Er wollte gehen, ohne einen Augenblick nur zu zögern. Mit seinem dünnen Kittel durch Wind, Kälte, Abend . . . Es wird dunkel werden, er wird noch immer wandern. Das Eis im See wird krachen, und die breite bloße Brust ist nicht geschützt.

„Se,“ rief sie. „Ein Dienst um den anderen. Seid Ihr gefahren, so helft mir auch die Kannen abladen.“

Scheu sah er sie an. Doch gehorsam stellte er den Stod beiseite und nahm in jede Hand gleich ein paar der klappernden Blechgefäße, während Andrea dem Esel das Zaumzeug abband.

„Zimmer nur hier hinein . . . erst Anton, dann wir.“

Und als sie ihn nachher in die Stube mitnahm, sagte sie: „Ich habe Gülfle, Mutter.“

„Wen bringst Du da?“

„Weiß den Namen nicht. Aber ihn friert.“

Der baumlange Kerl hatte die Augen eines geprügelten Hundes. Die dumpfe Wärme der bäuerlichen Stube umfing ihn. Halb sehnsüchtig starrte er nach dem Feuer. „Kabat heiß ich . . . Markus Kabat,“ sagte er unbeholfen. „Ich grüß' das Handwerk.“

Denn er sah die Tischlergerätschaften vom Pau Falk selig, der im selbstverfertigten Sarge schlief, herumstehen.

„— Grüß wieder,“ seufzte die Alte, „aber es ist vorbei mit allem, mit Wiege, Sarg, Tisch und Stuhl. Hier geht kein Hobel mehr. Doch wärmt Euch, Pan . . . wärmt Euch. Wir frieren alle im Grabe noch genug.“

„Im Leben mehr, Pani . . . Gott segne Euch . . . wenn Ihr erlaubt —!“

Und im Nu war er beim brennenden Feuer, hielt die Hände davor, blies hinein, atmete auf. Daß der wärmende Hauch der Flamme auch sein Gesicht trüfe, kauerte er sich nieder. Eine wohlige Müdigkeit überließ ihn . . . sie ging durch den ganzen Körper.

Die schöne Andrea hatte derweil den Suppentopf aus der Röhre genommen. Sie wechselte mit der Mutter einen Blick. Dann goß sie die Hälfte der Suppe in einen kleinen Napf, legte einen Zinnlöffel dazu und sagte: „Arm zu arm, Pan Kabat, oder wie Ihr sonst heißen möget . . . Laßt jetzt das Feuer und wärmt von innen. Es wird besser schmecken als kalte Milch.“

Der Riese erhob sich. In seinem Gesicht war etwas wie Scham, eine stumme Qual. Aber der Hunger war stärker. Gebeugten Hauptes, einen Dank murmelnd, griff er nach dem Napf und aß.

Das Mädchen löffelte aus dem Topf, während die Alte schwächte . . . dies und das aus dem Dorfe.

Auch das Holz ging zur Reige. Aus dem Walde mußte neues geholt werden. Viel verzehrte der Oser in diesen kalten Tagen. Ach, Armut hatte bittere Sorgen!

Markus Kabat hörte es mit an. Er war fertig mit Essen. Dann langte er in die Tasche. Er mußte eine Weile suchen, bis er zwei abgeschweuerte Groschen zum Vorschein brachte. „Arm zu arm, murmelte er. „Ich habe hier noch gerade etwas, Pani . . . nun brauche ich keinen Schnaps.“ Und schob unsicher die Münzen über den Tisch.

Da bekam die schöne Andrea ihr hochmütiges Gesicht wieder. Sie strich das Geld zurück.

„Ein Wirtshaus haben wir nicht. Steckt es ein!“

„Wie Ihr wollt!“ Das klang fast trotzig. Und grob fing er an zu schimpfen.

„Allen müßte es an die Gurgel gehen — allen. Wie ein Vieh verkommt man. Am Wege kriecht — fragt kein Mensch nach einem. Nur das Dorf schimpft, das einen verscharren muß.“

„Laßt das wüste Gerede,“ gebot die Alte. „Alles tut Gott. Wir aber müssen tragen und arbeiten. Ihr seid ein kräftiger Mensch.“

Er ging mit großen Schritten auf und ab, strich über die Hobelbank und sah dazwischen nach Mütze und Felleisen, als ob es Zeit wäre, weiter zu wandern.

Ein halbfertiger Tisch war in die Ecke gerückt. Prüfend blickte Markus Kabat auf die Masern des Holzes und auf das ganze Stück, klopfte daran herum und schüttelte den Kopf.

„Was gib't's da zu sehen?“ fragte Andrea, die draußen ihr Milchgeld gezählt hatte. Sie nahm ihr Tuch um; sie wollte herumspringen und abliefern.

„Keine Arbeit, brummte der Fremde. „Wie von Anno Tobad.“

„Gut genug für's Dorf.“

„Und der Schuft, der Blutsauger, nimmt ihn überhaupt nicht ab,“ fiel die Mutter böse ein. „Bestellt hat er ihn.“

„Pan Rezmian,“ sagte ich, „Ihr werdet zwei arme Frauen nicht sitzen lassen. Der Tisch ist halb fertig, Holz kostet Geld. Er setzt die Kosten!“ Er aber lacht. „Was soll ich mit einem halbfertigen Tisch? Laßt ihn fertig machen — dann ja!“ Nun steht er hier im Winkel, daß Gott erbarm! Die Arbeitslöhne in der Stadt sind zu hoch. Nichts würde für uns übrig bleiben.“

Markus Kabat hob die einzelnen Stücke. Seine Brust arbeitete; es ward ihm heiß. Die dumpfe Wärme war wohl schuld. „Wenn alles hier ist, Pani — wie wär's, wenn ich probierte?“

„Und ihn fertig macht? Wichtig, richtig, Ihr habt das Handwerk gelernt. Aber die Zeiten sind schlecht, niemand will bezahlen. Was wollt Ihr dafür?“

Nun wurde der Ränge zornig. „Gut, gut,“ schrie er und schlug mit der Faust auf den richtigen Tisch, daß er wackelte. „Ich sehe, Ihr wollt mich beleidigen, Pani! Ich fahre mit Eurer Tochter, ich empfangen hier Wohlthaten, ich wärme mich, ich esse. Nun gut. Geld wollt Ihr nicht. Was soll ich tun? Ich will Euch die Arbeit machen. Ihr aber fragt, was ich dafür will. Nichts will ich — nichts. Aber ich gehe schon, keine Zurück, Pani — ich gehe.“ In Zorn und Wut griff er nach seinen Sachen.

Die Alte war sprachlos. „Nichts? — nichts?“ Und am Rockschöß hielt sie ihn fest. „Aber, wenn Ihr nichts wollt, warum lauft Ihr weg?“

Sie verstand es nicht. „Seltsame Menschen hat Gott geschaffen. Dem einen fehlt es hier —“ (sie tippte auf die Stirn), „dem anderen da —“ (sie schlug gegen die Tasche). Und für sich: „Euch, guter Freund, an beiden Stellen.“

Andrea stand noch immer mit dem Umschlagetuch an der Tür, die Klinke schon in der Hand. „Ich muß abrechnen, Mutter. Bis ich zurückkomme, haßt Du ja Unterhaltung.“

Mit ihrem kurzen, etwas harten Lachen ging sie. Der

Niese sah sich nach ihr um — Da schloß sie die Tür schon von außen.

„Also,“ begann die Mutter wieder, „Zhr gedenkt den Tisch fertig zu kriegen, Pan? Und ohne Lohn?“

„Ohne Lohn!“

„Seltsam und nicht zu verstehen. Aber los, los, Mann! Bin neugierig, was da rauskommt. Schlechte Arbeit, für die kein Geld klingt.“

Markus Sabat jedoch breitete die Arme aus, als würde ihm alles zu eng. Die Freude strahlte aus seinen Augen. Freier blickten sie sich um. Er prüfte das Handwerkszeug, tat von seinem etwas hinzu, behalß sich. Dann legte er los. Es gab ein Sägmern, Sägen, Hobeln, Klopfen wie früher, als der Pan Falk noch in der Werkstatt arbeitete. Und mitten darin begann der Niese zu pfeifen. Er pfiß laut und mit Kunstfertigkeit, daß die Alte erstaunt zuhörte. Er sah ihren Blick, unterbrach sich und fragte: „Stört es Euch? Die Arbeit geht schneller!“

„Mehr, mehr. Alles, was Zhr könnt, Pan. Nicht vieles hört man hier im Dorf.“

Da pfiß er noch lauter und mit Liebe. Es klang aus dem Häuschen hinaus in die Kälte, die stärker ward. Auch die Dämmerung kam jetzt. Sie kam überraschend wie ein Räuber, der aus dem Walde bricht. Ein schlimmes Ding, um diese Zeit heimatlos auf der Landstraße zu irren.

Die schöne Andrea, die nun zurückkehrte, sah sich im Dunkel um. Der Wald stand da wie ein böses, lauernes, schwarzes Rätsel. Man konnte Furcht kriegen. Und der eifige Wind blies. Sie mußte das Tuch fester ziehen.

Laslowice, dachte sie nur immer. Da feierten sie Verlobung. Die Schulzentochter küßte er. Ob sie ihn auch Zulest nennen mochte? Sie schüttelte sich. Haß, Hochmut, Bitterkeit überfielen sie wieder von neuem und stärker als seit langem. So viele Gedanken, die sie früher nie gedacht, kamen ihr. Warum ist so viel Leid auf der Welt? Warum arm und reich? Warum schlecht und gut? Ach, es war doch immer nur der eine Gedanke in verschiedenen Verkleidungen: warum konnte es nicht anders sein, als es war, und sie an der Stelle der Schulzentochter?

Zhr Kopf war des Denkens ungewohnt. Alles arbeitete so schwer darin und griff sie an. Aber die Einsamkeit und Dunkelheit und Stille konnten die schweren Gedanken nicht verschwehen. Sie wollte nach Hause . . . in Wärme, Licht, zur Arbeit. Sie lief fast. Da fiel der Schein der Lampe schon durch die trüben Scheiben. Und plötzlich, jäh hielt sie im Lauf inne, horchte, griff sich mit beiden Händen an die Brust.

Das Brennen und Leuchten wollte wieder in die Augen kommen. Es war nicht tot, es hatte nur geschlafen, es stand strahlend auf . . . Nein! So schnell es erschien, so schnell starb es wieder.

Sie hatte das Sägen und Hobeln gehört, das Pfeifen dazwischen. Alles wie früher — der Vater arbeitete dort — alle Burschen, Julian Ribelt voran, lesen ihr nach — vielleicht war er drin — vielleicht sprach er heute . . .

Sie wußte doch aber gleich, ehe sich der Glanz in ihren Augen ausbreiten und entfallen konnte, daß ein Trugbild sie irrte. „Der Fremde!“ nickte sie gleichmütig.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Zur Geschichte der Rechtsanwaltschaft in Deutschland.

Im Gegensatz zu den Procuratoren, ursprünglich Vorsprecher genannt, deren Zahl, Zulassung und Vereidigung die Gesetzgebung vorschrieb, war der deutsche Advokat in früheren Jahrhunderten ein außergerichtlicher Vater und Helfer, für schriftliche Prozesse vor allem der Verfasser der Schriftsätze; von einer gerichtsverfassungsmäßigen Einrichtung konnte unter solchen Umständen bei der Advokatur keine Rede sein. Am Reichs-Kammergericht und an den Hofgerichten gab es als Procuratoren nur gelehrte Männer, bei den Untergerichten dagegen waren es überwiegend aus dem Vorsprechertum hervorgegangene ehrbare Bürger und Bauern. Der Advokat mußte rechtsgelehrt sein, wenn er neben diesen Procuratoren, die rechtlich allein vor Gericht handelten und vertraten, etwas bedeuten wollte. In seiner soeben erschienenen „Geschichte der Rechtsanwaltschaft“ (Verlag von C. E. M. Pfeffer, Leipzig), der ersten ihrer Art, schreibt Adolf Weipker: „Der ungelehrte Procurator war alles, der gelehrte Advokat nichts. Das mußte graue Theorie bleiben. Der künftige Ratgeber, der Fertiger der Schriftsätze, mußte die Seele des Prozesses

werden, der Procurator zum Sprachrohr des Advokaten herabsinken.“ Geiler von Kaisersberg (gest. 1510) spricht sich über das Verhältnis mit folgenden Worten aus: „advocatus heißt in tütsch ein fürsprech oder ein ratgeb, den man berüßt zu einer sach, das er darinn raten sol, procurator heißt auch ein fürsprech und ist der, der da redt uf Angeben des Advokaten.“

Unter diesen Verhältnissen ist es erklärlich, daß die ungelehrten Procuratoren ihre eigentliche Domäne, nämlich das ausschließliche Recht, vor Gericht zu reden und zu handeln, auf die Dauer gegen die gelehrten Advokaten nicht ungeschmälert erhalten konnten; zunächst machten diese ihnen mit Erfolg ihr Monopol des Auftretens an vielen Untergerichten streitig, schließlich auch die Vollmacht. Die beiden Lemter konnten wohl äußerlich getrennt gehalten werden, bemerkt der Verfasser des uns vorliegenden Buches, innerlich flossen sie ineinander. Allmählich hörte die sinnlos gewordene Zerteilung des Berufes auf, zumeist von selbst und unmerklich, so daß sich die Entwicklung nicht im einzelnen verfolgen läßt. In Sachsen und Preußen wurde die Procuratur ausdrücklich aufgehoben; am Reichs-Kammergericht und an den meisten Hofgerichten bestand sie jedoch als das Amt des gelehrten, allein zum Auftreten vor Gericht befugten Vollanwaltes fort, beim Reichs-Kammergericht bis zum Ende, bei den Hofgerichten zum Teil bis zum Jahre 1879.

Für die Procuratoren an Hofgerichten waren nicht einmal Prüfung und Vorbereitungszeit Bedingung, um so weniger konnte davon bei Advokaten als privaten Hilfspersonen offiziell die Rede sein. In dieser Hinsicht hatten es also die früheren Advokaten besser als die heutigen Rechtsanwälte, aber wer es mit seinem Verufe ernst nahm, stellte doch an sich selbst sehr hohe Anforderungen. Das Studium wurde zuweilen auf neun Jahre ausgedehnt, und vielfach auf ausländischen Universitäten zurückgelegt. Die Strafen für Nachlässigkeiten oder Ungebühr in der Erfüllung der Berufspflichten waren ziemlich empfindlich, wenigstens auf dem Papier. So sollten nach der fränkischen Advokaten-Instruction vom Jahre 1720 beleidigende Schriftsätze in Gegenwart des Verfassers, der übrigen Advokaten und prozessführenden Personen zerrissen und ihm vor die Füße geworfen werden; außerdem sollte den Schuldigen nach Maßgabe seiner Verleumdung auch noch die gebührende Strafe treffen. Die Geldstrafen für solche Vergehen erschienen teilweise auffallend hoch. Die neumärkische Kammergerichts-Ordnung vom Jahre 1561 drohte für Ueberschreitung der Fristen zum Schriftsatzwechsel 10 fl., die vom Jahre 1646 für „Invektiven, Schmähnen, Schelten“ 50 Taler, die Altmärkische von 1602 für „stachlichte Worte“ 10—30 Taler Strafe an. Nach einem Paragraphen der huldichischen Advokaten-Ordnung vom Jahre 1775 sollte kein Advokat sich unterziehen, auf dem Lande herumzureisen, um Prozesse zu werben, die Bauern dazu anzureizen und mit ihnen zu zechen. Wenn er dabei abgefaßt werde, sei er auf der Stelle zu arretieren. Am meisten wurde über die Willkürigkeit der Schriftsätze geklagt. Die Akten eines Prozesses bestanden aus vielen Bänden, die zuweilen ein ganzes Zimmer füllten, und dabei stand der Gegenstand des Prozesses oft dazu in schreiendem Mißverhältnis. Wir hören von ungeheuren Aktenstößen, die um einen Hahn zusammengeschieden waren. Ein dem Kaiser Josef II. erstattetes Gutachten der Reichshofräte bezeichnete solche Volumina als schwimmendes Stroh, unter das man untertauchen müsse, um ein Korn Wahrheit zu finden; als Follanten, an denen man sich die Augen und gesunde Vernunft zuschanden lesen müsse, bevor man wisse, was der Schmierer eigentlich wolle.

Weipker nennt die Schreiberherrschaft, die die Advokaten in das deutsche Rechtsleben einführten, eine der schlimmsten, die es je gegeben; sie habe im Wege unendlichen Formengezanks und endlosen Prozeßganges einen Zustand der Rechtlosigkeit herbeigeführt. Das machte die Sachwalter beim Volke schon unbeliebt genug, und dazu gesellte sich ihre undeutliche Rechtsbildung, die als solche allgemein empfunden wurde. Im Bauernkrieg vom Jahre 1525 war die Abschaffung der „Doctores“ eine Hauptforderung der Aufständischen; aber mochten auch Adel und Volk murren; gegen die überlegene Kultur der gelehrten Bildung war nichts auszurichten. Besonders die im Auslande gebildeten Juristen waren unheimlich gesucht; Fürsten und Große wogen, heißt es in der Geschichte der Anwaltschaft, ihre Dienste mit Gold auf. Mit der Zeit trat jedoch eine Ueberfüllung des Berufes ein, die nachteilig auf sein Ansehen wirkte. Es gab bereits ein Gelehrten-Proletariat. Aus Meltorffs Juristenpiegel (1666) erfahren wir, daß Deutschland damals überflüssig mit Gelehrten versehen war. Jeder Handwerksmann lasse seine Söhne studieren, so daß man leichter einen Studenten als einen Säuhlnacht bekommen könne. An den Obergerichtsstellen waren die Advokaten so zahlreich, daß sie sich kaum ernähren konnten. Von den Advokaten glaubte man bestimmt, daß sie fast ohne Ausnahme in die Hölle kämen. Als ein Advokat im Sterben lag, fand man folgenden Gedächtniß öffentlich angeschlagen:

Zhr Herren Advokaten und liebe Gesellen,
Hat jemand in der Hölle etwas zu bestellen,
Der stelle sich morgen in meiner Wohnung ein,
Um 3 Uhr wird die Abfahrt sein.

Der Stand war jedoch unzweifelhaft besser, als sein Ruf, das bezugen genug unbefangene Urteile. Sogar die Angreifer bewahrten sich dagegen, als wollten sie ihn herabsetzen. Die Advokatur selbst lernte ihre wahre Aufgabe richtiger begreifen und stellte die Forderung auf, daß sie nur dem Rechte zu dienen habe. In dem

schon erwähnten Verlechte der Reichsräte an Kaiser Joseph II. heißt es von den älteren Agenten (Prokuratoren) am Reichshofrat, es habe unter ihnen Männer von ausgebreiteter Wissenschaft, tiefer Kenntnis der Rechte, gründlicher Erfahrung und einem Charakter gegeben, der ihnen und dem Gerichte Ehre machte. In Preußen hatte der von Cocceji aufgenommene Kampf gegen Formalismus und Verschleppung für den Altwalstand die heilsamsten Wirkungen, und im Laufe des 19. Jahrhunderts stieg dieser auf der Leiter der öffentlichen Achtung hoch empor. In den „flüchtigen Bemerkungen über den preussischen Advokatenstand“ (von 1840) wird den Sachwaltern rühmend nachgesagt, daß sie ohne Scheu das wahre Recht förderten, sich aller Wortklaubereien, aller Ränke und leerer Abschweifungen enthielten, daß sie auch den Armen einen lobenswerten Eifer widmeten, und nicht durch übertriebenes Sportulieren ihre Klienten bedrückten, gern unnütze Prozesse verhüteten und sich oft bemühten, die Rechtshändel durch Vergleichsbeizulegen.

Kulturgeschichtlich nicht ohne Interesse sind die Mitteilungen des Verfassers über das Einkommen der Anwälte in Deutschland im verflossenen Jahrhundert. Sie waren im allgemeinen nur dürftig und kaum zum standesgemäßen Leben ausreichend. In Württemberg brachten es die geachteten Anwälte auf kaum 5000 Gulden im Jahre, und solche gab es vielleicht vier im ganzen Lande, die Mehrzahl hatte mit Nahrungssorgen zu kämpfen. Für Sachsen-Gotha wird das Durchschnittseinkommen auf 500 bis 700 Taler, das Höchsteinkommen auf 1500 Taler angegeben. In Schleswig-Holstein hatten die Obergerichtsanwälte ein durchschnittliches jährliches Einkommen von 1500, die Untergerichtsanwälte von 500 Taler. In Nassau brachte es ein Anwalt von großem Rufe auf etwa 1400 Gulden im Jahre. In Kiel dagegen gab im Jahre 1810 ein Advokat seinen Jahresverdienst bei der Steuerverwaltung auf 20000 Taler an, ein gewaltiges Einkommen für jene Zeit. In Preußen liegen die Verhältnisse in dieser Hinsicht im allgemeinen nicht viel zu wünschen übrig, in Wien konnten sich selten Advokaten nach acht- bis zehnjähriger Praxis ein Gut kaufen.

Wie sehr sich auch das Ansehen des Rechtsanwaltsstandes im 19. Jahrhundert hob, so hatte sich doch aus der schlechten alten Zeit manches erhalten, das seinem guten Rufe hinderlich war. In Württemberg und Sachsen kam es noch vor, daß abgesetzte oder gar zu Freiheitsstrafe verurteilte Staatsbeamte zur Advokatur zugelassen wurden. In Hannover bot man den Advokaten im Termine keinen Stuhl an, das Oberappellationsgericht in Lüneburg war sogar so kleinlich, jedesmal den Titel „Herr“, den ihnen die hanseatischen Gerichte zu geben pflegten, zu streichen. Deffentlichkeit und volle Mündlichkeit im gerichtlichen Verfahren, für die die hannoversche Prozeßordnung vom 8. November 1850 vorbildlich wurde, eröffneten der gerichtlichen Beredsamkeit, von der man früher nichts gewußt hatte, ein vielversprechendes Feld.

Johannes Lüding.

Kleines feuilleton.

sch. Das Innere des Domes. Der Bau gliedert sich im Innern in drei Teile: Die Hauptkuppel, der Vorraum und eine kleinere Kuppelhalle.

Allen drei Räumen ist jene schon vom Kaiser Friedrich-Museum her bekannte Buntheit eigen, die nicht geschmackvoll wirkt. Roter, schwarzer und weißer Stein, alles möglichst grell und auffallend, nicht für fein empfindende Augen berechnet. Jeder Uebergang, jedes Vermitteln, jedes Abstimmen ist vermieden. Die schwarze und rote Farbe des grell-gliederten und noch möglichst blank behandelten Marmors schreit barbarisch. Und die großen, weißen Flächen der Wände wirken öde und langweilig. Ueberall ein Zubiel, ein Prozen, eine Ueberladung der Quantität und der Qualität, die alle Errungenschaften dekorativer Raumkompositionen der modernen Kunst ignoriert. Dabei wird aber jeder vorurteilslose Betrachter der Kunstentwicklung das eine als unbestreitbar zugeben, daß wir gerade in der Anlage von Innenräumen, in der architektonischen Durchbildung von Interieurs, vorwärts gekommen sind. Diese Tatsache scheint aber den Erbauern des Domes verschlossen geblieben zu sein. Für einen Architekten, der als Fachmann doch verpflichtet ist, über die neuen Errungenschaften in seinem Beruf Bescheid zu wissen, bedeutet solch eine Innenanlage, die das Kaiser Friedrich-Museum noch in den Schatten stellt, etwas Unverzeihliches.

Wirft der Eintrittsraum (der seitliche, nicht der Haupteingang) öde, leer und kalt und frostig, so bietet die große Kuppelhalle des Neberrafschenden genug.

Hier verschärft sich die Bemerkung, die wir schon oben machten. Dieser mit dem Aufwand aller Mittel imposant wirken wollende Kuppelraum, der das eigentliche Schiff bildet, ist mit solch konsequent durchgeführter Vernachlässigung aller Raumentfaltung gebaut, daß das Erstaunen über die Einzelheiten, die diese Erkenntnis aufnötigt, nicht enden will.

Auch hier wieder die grelle Buntheit des Marmors, die schrill die Einfassung der Portale heraushebt. Dazu schwarz-gliedrende Säulen, die die Seitenabschnitte der Rotunde tragen. Diese Säulen sind vielleicht das Unglaubliche. Es zeigt sich nämlich, daß die so prächtig nach oben sich ausrundende Kuppel unten recht wenig Raum

bietet. Da ist nun jedes Plätzchen unten ausgenutzt, und die eigenen Sitzbänke drängen sich überall hinein. Die erwähnten Seitenräume liegen aber im Halbdunkel, und es scheint ausgeschlossen, daß die hier Sitzenden irgend etwas hören oder sehen. Es ist schwer zu beschreiben, wie kleinlich und ängstlich hier die Anhäufung der Bänke wirkt. Und zwischen diese Bänke quetschen sich dann noch die erwähnten, schwarz-gliedrenden Säulen, immer zwei und zwei, recht kompakt wirkend, hinein, so daß aus der Vorder- und Rückbank jeweilig ein Mundteil herausgeschritten werden mußte.

Nermllich, trotz seiner Buntheit wirkt der Altar, der im Verhältnis zu der über ihm stehenden Luthöhe viel zu klein ist, und wenn man die aufdringliche Orgel, die vielmal so groß ist wie der Altar und die breitausladenden, prunkenden Emporen betrachtet, so scheint das Hauptgewicht darauf gelegt, einer Menge ein imponant sein sollendes Schauspiel zu liefern, so sehr drängen die Nebensachen sich auf, während die Hauptsache beinahe verschwindet.

Ganz auffallend tritt hier die Leerheit der unendlich hohen Kuppel, deren Weiß so monoton und verbläsend wirkt, in den Vordergrund. Der Architekt weiß scheinbar gar nicht, wie eine Farbe einen Raum weitet und ausfüllt, belebt und anmutig gliedert. Es steht alles trostlos nebeneinander und drängt sich unmotiviert vor. Und die massige, braune Orgel fügt sich ganz und gar nicht dem Ensemble ein, ebensowenig wie die Farbe der Bänke irgendwie mitpricht.

Man vermüßt jede vernünftige, sinngemäße, praktische Gliederung. Auf der einen Seite ein Zubiel, auf der anderen ein Zuwenig, dann wieder ein völliges Ignorieren. So scheint die Kanzel vollkommen vergessen zu sein. Eine solche ist jetzt provisorisch errichtet worden, und es hieß, es sollte die akustische Wirkung erprobt werden. Aber ganz gleich, wie diese ausfällt — es ist kein Platz für sie gelassen. Der einzige Raum, der verfügbar ist, ist der, wo die provisorische Anlage hingeseht ist, und da wirkt sie wie ein Notbehelf, wie ein unvermeidliches Uebel. Es ist ja auch gar nicht eine Auswahl möglich, denn all die anderen Teile sind doch schon in Beziehung auf die Kanzel gedacht, also geht es doch nicht, nachträglich Änderungen vorzunehmen, man müßte denn den ganzen Bau umbauen.

Um die mittlere Kuppelhöhe zieht sich eine kleine Siegesallee. Es stehen dort neben Luther und Calvin Joachim II., Albrecht von Preußen, Friedrich der Weise.

Sohl und ungegliedert wirken die Reliefs, die neben und über den Bildsäulen die Wand schmücken sollen, während in den Gewölben darunter die Wiedergabe der vier Evangelisten durch die Buntheit stört, so daß auch hier die Mißverhältnisse des Ganzen auffällig werden. Der Architekt hat nicht von innen nach außen gebaut, d. h. die Architektur aus den notwendigen Bestandteilen, dem Kirchenschiff, dem Emporen, dem Altarraum usw. herauszuwachsen lassen und dem Dom eine vernunftgemäße, vollendete Abrundung gegeben, außen und innen, sondern vielmehr erscheint hier die Planlosigkeit zum Prinzip erhoben, und der Raum gibt nicht einmal, oder nur widerwillig die Möglichkeit her das zu leisten, um deswillen er eigentlich da ist.

Das Allerschlimmste aber in dem ganzen Dom sind die Glasfenster, sowohl die Fenster des Altarraums wie auch die Kuppelfenster. Das ist geradezu unmöglich. Und man sollte meinen, das müßte jedem einleuchten, daß solche an die ärgsten Buntdrucke erinnernden, süßlichen, dilettantischen Farben einfach nicht sein dürfen. Ein Christus in einem sanftrotlich und lila schimmernden Gewand ist am schlimmsten weggekommen. Aber auch sonst ist ein Gelb, ein Braun vorhanden, das an Wilderbogen erinnert.

In dem dritten Raum sah ich eine ganze Reihe von merkwürdig unregelmäßigen Seitennischen und Gängen, bei denen man an die Seitenaltäre katholischer Kirchen denken konnte. Da ich wißbegierig auch nach der Zweckbestimmung dieser Anlagen forschte, bedeutete mir der Schloßgardist wehleidig, das wüßte man noch nicht, was damit werde sollte, wahrscheinlich würden Denkmäler hinkommen.

Dann ging ich hinaus.

— Sächsische Volkswörter. Auch die Bäckerei hat in der Sprache des Volkes ihren Niederschlag gefunden. Vor allem wird der Bäcker nach dem Teige benannt, mit dem er es zu tun hat: Teeger (Leutewitz) oder Teegschuster oder — nichts für ungut — Deckaffe (Tägaffe) und Teefeßel (Tätefeßel). In Leipzig meint man mit letzterem Worte wenigstens nur den Bäckerdjungen. Ursprünglich waren damit wohl nur die entsprechenden Gebilde aus Teig benannt, jetzt erleben die Bäcker aber die Benennung, daß man den Teefeßel auch vielen anderen als Schimpfwort zukommen läßt in der Form Teefeßel. Der Bäckergeselle hieß früher Bäckerknecht, ein Ausdrud, der sich (in Jwidau) nur noch in der Bedeutung Klumpchen Weßl im Brote erhalten hat. Die Ausdrücke Semmelarchitekt und Weisheits-schieber sind kaum vollständig; die erstere Umschreibung entstammt dem Witze gebildeter Kreise, die letztere beruht auf einem Wortspiele der Gaunersprache (schon der Erfinder des „Nürnbergers Trichters“, Sarsbörfer, gefiel sich in solcher Spielerei mit weiß und weise, zum Beispiel in dem Sage: „So möchte man sagen, ein Müller were in die Weisheit verjehlet“). Recht unerfreulich klingt dem Bäcker die Bezeichnung Hufelbäder, sind doch die Hufeln bei uns kleine, mis-ratene, angebrannte Brötchen (in Süddeutschland versteht man unter Hufel jedes Kleingebäd ohne tabelnden Nebenbegriff), wie überhaupt jeder verkümmerte oder entstellte Gegenstand huzlich und ver-hühelt genannt wird (mit Vorliebe auch Viren). In gleichem Sinne wird auch buchtlich gebraucht (Sächs. Schweiß). Wenig Freude machen dem Bäcker die Pult- oder Vullbauben, wie man in der Gegend von Colditz, Rostwein, Waldheim, Leisnig, Grimma, Rossen,

Döbeln, Kommasch die Dreierbrötchen und Semmeln nennt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Bullbauben samt den Bulldeibchen in Wittweida nur eine irrige schriftdeutsche Wiedergabe der mundartlichen Bullbaum darstellen: die Semmel könnte höhnisch mit einem dicken Daumen verglichen sein (boll = rund, geschwollen, vergleiche die Walle der Zwiebel usw.). Wenig Ehre macht seinem Erzeuger der treiche Schuster und das Gegentei davon, der Kluntisch, im Erzgebirge auch der Donsch, der insbesondere unausgebundene, flantschige (in Zwickau), schliffige Ware bezeichnet. In Leipzig heißt allerdings Kunschen schlechweg baden. Auf ein nicht geratenes Badwerk wie ein ungeschicktes, unbeholfenes Menschenkind übertragen der Erzgebirger und Vogtländer den eigentlich aus geriebenen Kartoffeln hergestellten Tassen; in der südlichen Oberlausitz ist die Medensart „der hat eine Tasse gebaden“ üblich für einen, dem etwas mißglückt. Wer freilich, um sich solchem Geschehe zu entziehen, um nicht „Schliff zu baden“, den Teig „so“ essen will, wird berechtigtem Tadel nicht entgehen; besser täte er schon, den Augenblick abzuwarten, wo er sagen darf: „Na, da geht der Deeg!“ Will man aber etwas erzwingen, so befiehlt man (in Leipzig): „Was mer oder frey mer sch Wehl!“ (Zuschriften werden erbeten an den Ausschuß zur Sammlung sächsischer Volkswörter, Dresden-A., Breite Straße 7, I.) —

— Die einheimischen Negergesänge beginnen unter dem Einflusse der eindringenden Weisen zu verschwinden und machen europäischen Liedern und Ringeltangelweisen Platz. Das ergibt sich aus einer Mitteilung von Emil Torday über den Gesang der Baluba am Moero-See (Man, Jahrgang 1904). Die Soldaten der verschiedenen Völker, die sich jetzt in den West-Äthiops geteilt haben, bringen überall hin ihre heimischen Weisen mit und lehren sie den Schwarzen. Ein schlagendes Beispiel dafür ist der Gesang „D Lupembe“, der an den Stanley Falls zu Ehren des dort residierenden Major Lohaire entstand und heute durch das ganze Gebiet des Kongostaates gesungen wird. Es ist schwer, die einheimischen Melodien noch zu sammeln, und der Europäer hört sie gewöhnlich nur auf der Reise, wo nur Marschlieder gesungen werden. Sie bestehen stets aus einem Rezitativ mit nachfolgendem Chor und werden von dem Mann improvisiert, welcher die kräftigste Stimme besitzt, keineswegs immer die beste. Doch gibt es einige durch ihren schlagenden Witz bekannte Sänger, denen dann von selbst die führende Rolle unter den Karawanenängern zufällt. Der Europäer, welchem die Karawane gehört, ist meistens der Gegenstand des Gesanges, und alle möglichen Ehren werden auf ihn gehäuft. Ist er auch der friedliebendste Mensch, so erscheint er doch in den Gesängen als fürchterlicher Krieger, der Hunderte schon getötet hat; ist er auch spindeldürr, so wird er doch als Skoloß geschildert; er hat Löwen, Elefanten erschlagen, er ist für zwei und trinkt für drei und hat einen ganzen Haufen Weiber. Auch hat er alle Länder schon durchkreist. Uebertreibung ist stets die Hauptsache.

Torday hebt hervor, daß die Harmonisation der Chöre stets tadellos ist und wenn einer falsch singt, er gleich von den Kameraden verbessert wird. Die Noten einiger Marschgesänge werden mitgeteilt. Fast nur Tenorstimmen von geringem Umfange findet man unter den Schwarzen. Baritone sind sehr selten und der Verfasser hat niemals einen echten Baß gefunden, ebensowenig kennt er ein Negerweib, das eine schöne Stimme hätte; sie singen alle in der Kehle, Brusttöne kennen sie nicht. Die Töne des einheimischen Gesanges sind, wie oben bemerkt, gezählt, da die Zivillisation sie fortsetzt. Der Koch Tordays, welcher bei Missionaren erzogen worden war, sang den ganzen Tag über Gounods „Ave Maria“ und Haydns „Tantum ergo“, und die Soldaten bringen Gassenhauer und Ringeltangellieder, welche die alten Negergesänge verdrängen. — („Globe“.)

Archäologisches.

— hl. Neues aus dem Tal der Königsgräber. Theodore M. Davis, der Auffinder der Gräber von Thothmes VI. und der Königin Hatshesu zu Theben, hat seine Arbeiten im Tal der Gräber eifrig fortgesetzt und hat jetzt eine Entdeckung gemacht, wie sie nach der Meinung der „Times“ noch keinem gegliückt ist, seitdem Aegypten den Forschungen der Europäer sich aufgetan hat. Er hat ein Grab aufgefunden, das seit den Zeiten der 18. Dynastie niemals wieder besucht oder geplündert worden ist, und das mit Schätzen aus einer Zeit angefüllt ist, da Aegypten die Herrin des Ostens war und die Quelle alles Reichthums an Gold. Das Grab selbst ist nicht groß, und seine Wände sind niemals mit Dekorationen verziert oder auch nur geglättet gewesen, aber es ist in seiner ganzen Ausdehnung von völlig unberührten und kostbaren Schätzen des alten Aegyptens erfüllt. Wundervolle Mumienfänge mit reichen Goldeinlagen, hohe Alabasterbasen von apartesten Formen, Stühle und Wüchsen, die von Gold und Farben leuchten, sogar ein Luftwagen mit seinen sechs speichigen Rädern, die noch von ihren hölzernen Reifen umschlossen waren, all das liegt hier in wirrem Durcheinander, eins über dem anderen, vom Schutt der Jahrhunderte vergraben. Es dauerte ein paar Tage, bis die Suchenden die ganze Ausdehnung der Schätze, die das Grab enthielt, nur übersehen konnten. Die Grabkammer ist etwa 30 Fuß lang und 15 Fuß weit, die Höhe beträgt nicht mehr als 8 Fuß. Auf der linken Seite des Einganges waren die zwei großen hölzernen Sarkophage, in Schwarz und Gold bemalt, in denen sich die Mumienkästen der beiden hier Begrabenen, eines Mannes und einer Frau, befanden. Die Kästen

selbst hatten doppelte Wände; die erste dieser beiden Schichten war nach der Außenseite hin ganz von Goldplatten gebildet, ausgenommen an den Stellen, an denen das Gesicht der Mumie realistisch dargestellt war, und hatte an der Innenseite eine Wandung ganz aus Silber, während die zweite Schicht nach außen ähnliche wie die erste goldene Plattierung hatte, nach innen zu aber aus dünnem feinem Blattgold bestand. Ueber eine vergoldete Maske, die wohl die Züge des einen der Verstorbenen nachbilden mochte, war ein Schleier von schwarzem Musselin oder vielleicht Krepp gelegt. Es ist zum ersten Mal, daß man auf derartige in einem ägyptischen Grabe gestohene ist. Es wird noch einige Zeit in Anspruch nehmen, bevor völlige Klarheit über die mannigfachen Funde dieses Grabes verbreitet sein wird. Indessen ist schon jetzt eine wichtige Tatsache enthüllt: die prunkhafte, um nicht zu sagen übertriebene Entfaltung von Reichthum, die die ägyptische Gesellschaft in der Spätzeit der 18. Dynastie beherrschte. Man hatte schon aus den Tafeln von Tel-el-Amarna gelernt, daß Aegypten damals das war, was Kalifornien für unsere Kultur bedeutete, ein Land, in dem nach den stets sich wiederholenden Berichten der Fremden „Gold in solchen Mengen sich findet wie Sand“; und die verschwenderische Fülle, mit der das kostbare Metall bei allen Gelegenheiten dieses neu aufgefundenen Grabes verwandt ist, gibt solchen Worten recht. Auch nicht das geringste oder unwichtigste Ding ward angefertigt, ohne es mit Gold zu plattieren, das so reichlich aus den Minen der Wüste genommen wurde. Eine Reliquie aus einer toten Welt ist eine Matte von Palmfasern, auf welcher die Gestalt des Osiris in weicher Erde aufgezeichnet war. Samen wurde dann in die Erde gesät, und in dem grünen Gras, das hervorproß, nachdem das Grab längst verschlossen und versiegelt war, sahen die Aegypten ein tröstendes Symbol und eine Bürgschaft der Auferstehung. Ein ähnliches „Bett des Osiris“ ist schon in dem Grabe Amon-hoteps II. aufgefunden worden. Wenngleich auch die einzelnen Stücke des von Davis gemachten Fundes Gegenstände in anderen Gräberfunden haben mögen, so steht diese Entdeckung einzig da durch die kunstvolle und kostbare Ausführung der Särge und Geräte, durch den Wert, den allein die teuren Metalle repräsentieren. Ein solches Wunderwerk an Ebenmäßigkeit und Schönheit der Bildung wie der Wagen steht bis jetzt einzig da in der Geschichte der ägyptischen Kunstfertigkeit. —

Humoristisches.

— Beleidigt. Reisender (zum prohigen Bauern): „Habe ich die Ehre, den Herrn Großhobauer zu sprechen?“ Bauer: „Na, wer soll ich denn sonst sein?“ —
— Während der Kauferei. Fremder: „Warum schreiten Sie denn nicht ein und verhaften den Hauptkatecheter?“ Dorfpolizist: „Ich muß 'n erst noch austoben lassen, sonst schlägt er uns wieder im Wackel alles kaputt.“ —
— Ein Hartgefotterer. „Nicht wahr, Onkel, „ehe“ heißt soviel wie „früher einmal“?“ „Ganz richtig! Daher das Wort „Chemann“!“ („Meggendorfer-Blätter.“)

Notizen.

— Hans Ostwald erklärt im „Niter. Echo“ herzhast: „Ich bin es jetzt ehrlich satt, immer wieder als ein Nachahmer Gorkis bezeichnet zu werden.“ —
— „Karrenfang“, ein modernes dreifüßiges Lustspiel von Ernst von Wolzogen und Paul Stark, gelangt noch in dieser Spielzeit im Wiener Raimund-Theater zur Ausführung. —
— „Wallensteins Lager“ wird zum Schillertage in Teplic-Schönau im Freien aufgeführt. — Das wäre etwas für die von Eger gewesen. Zu was haben die denn ihre alte Burg, ihre Wallenstein-Reliquien und das Schillerhaus? —
— Im Theater des Westens kommt am Donnerstag „Die Liebesfestung“, Operette von Hans Brennert und Erich Urban, Musik von Bogumil Zepher, zur Uraufführung. —
— Richard Strauß' neuestes Werk, die einaktige Oper „Salome“, ist von der Dresdener Hofoper erworben worden. —
— Gegen fünfzig Zentner Bernstein sind nach der „Täglichen Rundschau“ seit Mitte Februar in der Danziger Bucht gefunden worden. Das größte Stück war über ein Pfund schwer. —
— Zum Heidentum zurückgekehrt ist, wie aus New York berichtet wird, ein Neger namens Daniel Nidinger Silberforce, der 25 Jahre lang als Missionar in Afrika gearbeitet hat. Als Kind wurde er von Missionaren von Afrika nach New York gebracht, wo er erzogen wurde und sich auch verheiratete. Seine beiden Söhne besuchen gegenwärtig das College. Er gehörte der Missionsgesellschaft der Vereinigten Brüder Christi in Huntington, Indiana, an. Diese Gesellschaft hat jetzt aus Afrika die Mitteilung erhalten, daß er wieder in das Heidentum zurückgefallen ist; er ist der Häuptling seines Stammes geworden und hat mehrere eingeborene Frauen geheiratet. —